

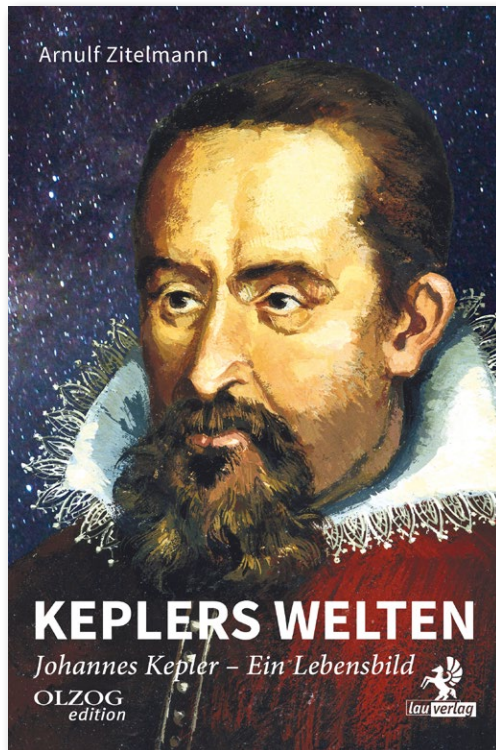


Leseprobe aus:

Arnulf Zitelmann

# KEPLERS WELTEN

*Johannes Kepler – Ein Lebensbild*



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [www.lau-verlag.de](http://www.lau-verlag.de)

© 2016 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek



Arnulf Zitelmann

# KEPLERS WELTEN

*Johannes Kepler*  
*Ein Lebensbild*



**Bibliografische Information  
der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese  
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**ISBN 978-3-95768-171-3**

**© 2016 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek**

**Internet: [www.lau-verlag.de](http://www.lau-verlag.de)**

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung  
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagentwurf: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Satz und Layout: pl, Lau-Verlag, Reinbek

Druck- und Bindearbeiten: GK Druck Gerth und Klaas GmbH & Co. KG, Hamburg

Printed in Germany

## Inhalt

Johannes Kepler – Ein Wort zuvor .....	11
--	----

### *Erstes Kapitel*

Kinderjahre und Schulzeit (1571–1583).....	21
--	----

Mittel- und Oberstufe in Adelberg und Maulbronn (1584–1588) .....	51
--	----

*»Die Lehrer lobten mich als Kind wegen meiner guten Veranlagung,  
obwohl ich mich durch ein besonders unangepasstes Verhalten von meinen  
Mitschülern unterschied.«*

### *Zweites Kapitel*

Der Tübinger Bakkalaureus (1589–1591).....	83
--	----

Der Tübinger Magister (1591–1594) .....	107
---	-----

*»Studierest du wohl / wirstu gebratner hünner voll / Studierest du übel / so  
issestu mit Säuen aus dem Kübel.«*

### *Drittes Kapitel*

Graz in der Steiermark und seine Protestanten (1594–1600) .....	148
--	-----

*»Nit fürchte dich / Nit laß dir kindisch grauen.«*

## *Viertes Kapitel*

Johannes Kepler in Prag (1601–1609) . . . . . 281

*»Prag läßt nicht los [...] Dieses Mütterchen hat Krallen. Da muß man sich fügen oder –.«*

## *Fünftes Kapitel*

Johannes Kepler in Prag (1609–1612) . . . . . 525

*»Vom heutigen Tage an soll niemand [...] von seiner Religion abgedrängt und zur Religion des andren Theils, weder durch Gewalt noch auf eine hinterlistige Art gezwungen werden.«*

## *Sechstes Kapitel*

Johannes Kepler in Linz (1612–1613) . . . . . 715

*»La lutte elle-même vers les sommets suffit à remplir un cœur d'homme. Il faut imaginer Sisyphe heureux« (Der Kampf gegen den Berggipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphus als einen glücklichen Menschen vorstellen.)*

## *Siebttes Kapitel*

Johannes Kepler in Linz (1614–1620) . . . . . 801

*»Der Glaube ist die frohe Aussicht, daß der heutige Tag nicht der letzte Tag unter der Sonne ist.«*

## *Achtes Kapitel*

Johannes Kepler in Linz, Ulm  
und Regensburg (1621–1628) . . . . . 943

*»Sterblich, das weiß ich, vergänglich bin ich. Folget aber mein Geist dem verschlungenen Weg der Sterne, haften auf Erden meine Füße nicht mehr.«*

## *Neuntes Kapitel*

Johannes Kepler in Sagan und Regensburg (1628–1630) . . . . . 1069

»Let it be, let it be, let it be / There will be an answer, let it be.«

Johannes Kepler – Ein Wort danach . . . . . 1141

## *Anhang*

Werksausgaben und Übersetzungen . . . . . 1151

Anmerkungen . . . . . 1153

Daten aus Keplers Leben . . . . . 1189

Besprochene Schriften und Bücher Keplers . . . . . 1195

Personenregister . . . . . 1199





There once was a man who said God  
Must think it exceedingly odd  
If he finds that this tree  
Continues to be  
When there's no one around in the Quad.

Sir, your astonishment is odd  
I am always around in the Quad  
And that is why the tree  
Continues to be  
Observed by, Yours faithfully, God

*Ronald Knox (1924)*



## Johannes Kepler – Ein Wort zuvor

»Kepler – technische Meisterleistung aus Europa. In dieser Woche soll der Raumtransporter *Johannes Kepler* zur ISS starten – es ist das erste Raumfahrzeug, das vollautomatisch andocken kann. Der Astronom Johannes Kepler entdeckte vor rund 400 Jahren die Gesetze der Planetenbewegung. Zu seinen Ehren wurde ein unbemannter Raumtransporter, der zur *Internationalen Raumstation (ISS)* fliegen soll, auf den Namen *Johannes Kepler* getauft.«

*Welt Online* (06.12.2011)

Der 33-jährige Johannes Kepler ist in Gedankenspiele verliebt. Eben hat seine Frau Barbara zum Essen gerufen. Johannes setzt sich an den Tisch, »müde von der Schreibarbeit«, »staubig im Kopf«, bedient sich aus der Salatschüssel und sinniert: »Also, ich stelle mir vor, wenn die ganze Luft voll wäre mit Schüsseln, mit Salatblättern, Salzkörnchen, Wassertropen, Tropfen von Essig und Öl, dazu noch mit gehackten Eiern, und das von Ewigkeit zu Ewigkeit – müsste dann nicht irgendwann so ein Salatgericht von selbst zustande kommen, einfach per Zufall?« Worauf Barbara erwidert: »Aber nicht so schön dekoriert, nicht so perfekt angerichtet!«<sup>1</sup>

In dem Buch, an dem Johannes gerade schreibt, erzählt Kepler dem Leser diese kleine Anekdote. Und er stimmt Barbara zu. Selbst wenn man das Weltganze bis in seine letzten Bestandteile zerlegte, wüsste man immer noch nicht, wieso die Welt »so schön dekoriert, so perfekt angerichtet« ist wie Frau Barbaras Salatgericht. Noch viel weniger wäre damit erklärt, warum wir uns in dieser Welt zu Hause fühlen.<sup>2</sup>

Sechs Jahre darauf, im Jahr 1610, richtet Galileo Galilei, der italienische Universalwissenschaftler, sein Fernglas auf den Planeten Jupiter. Und entdeckt dabei vier Monde, die den fernen Planeten umkreisen. Johannes Kepler ist begeistert. Das ist ein Durchbruch in der Himmelsforschung!

Und er schreibt an Galilei: »Man schaffe Schiffe, man schaffe Segel herbei für die Himmelsluft! Es werden sich dann bestimmt Leute finden, die sich vor der entsetzlichen Weite nicht fürchten!«<sup>3</sup>

Nach Keplers Rechnung ist Jupiter mit seinen Monden mehr als 12 Millionen Deutsche Meilen, 90 Millionen Kilometer, von der Erde entfernt. Die erste Weltumsegelung durch Magellan, vor 100 Jahren, wäre ein Nichts dagegen. Kepler jedoch würde die »unsägliche Weite« nicht schrecken. Ohne Zögern hätte er als Himmelsnavigator in dem von Sonnenwinden angetriebenen Raumschiff Platz genommen. Johannes ist kein zaghafter Mann. Mit 26 Jahren notiert Johannes in einer Anmerkung zu seinem Geburtshoroskop: Ich könnte mir ebenso vorstellen, Soldat geworden zu sein, und bestimmt hätte ich da auch »tüchtig meinen Mann gestanden«.<sup>4</sup>

Als gelernter Geschützmeister hatte sein Vater Heinrich im Dienst des Kaisers viele Länder gesehen. Auch sein Sohn Johannes war ein Vielreisender, doch über Süddeutschland und die österreichischen Lande ist er nie hinausgekommen.

Ich habe seine dokumentierten Reisewege von Stadt zu Stadt überschlagen und komme auf 20 000 Kilometer, die Kepler in den 40 Jahren seiner Berufstätigkeit zurückgelegt haben muss. Nach heutigen Begriffen keine spektakulären Distanzen. Doch die Reise-Tagesleistung lag im 17. Jahrhundert gerade mal bei 30 Kilometern. Und sie forderte den vollen Körpereinsatz, sei es zu Fuß oder auf dem Pferderücken. Auch auf dem Schiff oder per Wagen war Reisen kein Vergnügen. Denn die Straßen- und Wasserwege wurden kaum gewartet. Geklagt hat Kepler über seine Reisestrapazen niemals. Im Gegenteil, er wäre mit Freuden noch weiter in der Welt herumgekommen.

Also reiste Kepler in seinem Kopf. Er malte sich aus, wie er als Erdvermesser mit einer Expedition zum Polarkreis reisen würde, und von Norwegen aus bis zum spanischen Compostella, von Berg zu Berg die Erdkrümmung berechnen würde. Oder, Kepler wäre für sein Leben gern von Sizilien bis ins Innere Afrikas, dann zurück übers Mittelmeer bis in den Irak gereist, um geodätische Daten zu sammeln.<sup>5</sup> Aus seinen Träumen wurde nichts. Keplers Fernreisen blieben Gedankenreisen.

Doch ein Reiseprojekt schlug Kepler zeitlebens in Bann: Die Reise zum Mond! Bereits in seinen Tübinger Studienjahren versetzte sich Johannes in Gedanken unter die möglichen Mondbewohner. Und verfasste eine »sorgfältige Abhandlung« darüber, wie unsere Erde, aus himmlischer Ferne gesehen, einem Mondreisenden sich darstellen würde.<sup>6</sup> Nämlich als kreisende Himmelskugel, während der Mondkörper dabei bewegungslos im Weltraum ruhte.

Man muss sich gehörig den Kopf verrenken, will man sich diese Perspektive vorstellen.

Seine Tübinger Abhandlung hat Kepler später weiter überarbeitet und ergänzt. Fünf Jahre nach dem Gedankenspiel mit Barbaras Salatschüssel nahm Johannes sich seinen ehemaligen Mondtext noch einmal vor. Und machte daraus eine abenteuerliche Geschichte.<sup>7</sup> Kepler erzählt darin, wie ein junger Mann von einem Geist zum Mond entführt wird, und er lässt die Leser mit den Augen seines verwegenen Mondbesuchers in den Himmel, hinauf zur Erde sehen.

Die steht, vom Mond aus gesehen, zwischen den Sternen, ein gewaltiger Himmelskörper. Dabei rührt sich der Erdball kein bisschen von seiner Stelle, er verharrt »genau im Himmelsmittelpunkt«, wie Kepler schreibt. Ein Mondbewohner sieht darum niemals am Mondhorizont unsere Erde auf- oder untergehen. Vom Mond aus gesehen, steht sie »wie festgenagelt« am Himmel, weil der Mond doch dem schwebenden Erdball stets dieselbe Seite zukehrt.<sup>8</sup>

Mit seiner Mondreise mutet Kepler seinen Lesern eine gehörige Portion Phantasie zu. Und er hat seinen Spaß daran. Nun ist Johannes gern zu Späßen und Witzen aufgelegt, doch seine virtuelle Mondreise unternimmt er nicht bloß aus Spaß an der Freude. Mit dem Wechsel des kosmischen Standorts will Kepler seinen Lesern den Perspektivwechsel im Weltsystem des Copernicus plastisch vor Augen führen.

Dass nämlich unsere Erde ein Himmelskörper ist, ein Stern unter Sternen. Der, genau wie alle die anderen Planeten unseres Sonnensystems, seine Bahn durch die weiten Himmelsphären zieht.

Johannes Kepler verehrt Nicolaus Copernicus. Einen »Priester des höchsten Gottes« nennt Johannes den vor mehr als einem halben Jahrhundert Verstorbenen. Der nun am »Hochaltar« des Himmelstempels seinen priesterlichen Dienst versieht.<sup>9</sup> Er verehrt ihn, weil es Copernicus gelungen war, endlich den schönen, den göttlichen harmonischen Bauplan des Himmelsgebäudes zu entschlüsseln.

In den Jahrhunderten vor Copernicus schlugen Sonne, Mond und Sterne einen weiten Bogen um die Erde. Die reglos, am äußersten Ende, im düsteren Abgrund des Weltalls gefangen lag. Dabei blieben die sieben Planeten manchmal mitten im Lauf stehen. Dann wieder wandten sie sich von der Erde ab, als wollten sie dem finsternen Erdkörper ihren Rücken zukehren. Erst nach einiger Zeit kehrten sie zurück in die gewohnten Bahnen. Und überdies bewegten sich die Planeten auch noch mit wechselnden Geschwindigkeiten. So sah das Weltbild der Astronomen vor Copernicus aus. Wer, um Himmels willen, mochte daraus klug werden!

Von der Steinzeit an hatten die Menschen gelernt, den Lauf von Sonne, Mond und Sternen zu beobachten und zu bestimmen. Und bis zur Lebzeit von Copernicus hatten die Astronomen den sichtbaren Himmel bis in seine entlegensten Sphären immer genauer vermessen. Seit Jahrtausenden. Nein, an ihren Beobachtungsdaten war nichts auszusetzen. Doch die Daten wollten sich nicht zur harmonischen Einheit zusammenfügen. Um nämlich aus den Abertausenden von Beobachtungsdaten ein anschauliches Bild vom Weltganzen zu verfertigen.

Die Fachkollegen des Copernicus hatten sich mit dem himmlischen Stückwerk abgefunden. Er aber nicht.

Copernicus verglich das Weltbild seiner Zeit mit dem Bildwerk eines Künstlers, der »Hände, Füße, Kopf und andere Körperteile« eines darzustellenden Menschen wie bunt durcheinander gewürfelt aneinander gehängt hatte. Copernicus protestierte gegen die fehlende Logik des Weltganzen. Unmöglich könne Gott eine derartig monströse Welt hervorgebracht haben, schrieb Copernicus dem »heiligsten Herrn«, Papst Paul III. Ebenso wie Einstein war Copernicus überzeugt: Gott würfelt nicht.

»Alfons der Weise«, im 13. Jahrhundert König von Kastilien, soll einmal im Blick auf das Himmelsgebäude geäußert haben: Hätte Gott mich bei der Schöpfung der Welt herangezogen, hätte ich ihm ein paar nützliche Hinweise geben können, wie er die Welt übersichtlicher hätte einrichten sollen! Aber nicht doch, der König hatte nur eine verkehrte Brille auf, hätte Copernicus dagegegenghalten. Und Copernicus gelang es schließlich, die Welt in Ordnung zu bringen. »Mit mehr Glück als von sicheren Annahmen ausgehend«, meinte Kepler.<sup>10</sup> Und so war es auch wohl.

Versuchsweise, in Gedanken, versetzte Copernicus die Erde unter die Planeten, ließ ihre ganze Schar zusammen mit der Erde um die Sonne kreiseln, und, sieh da, plötzlich befand sich alles am richtigen Platz. Sonne, Mond und Sterne liefen mit einem Mal wie am Schnürchen. Wie im Märchen war aus dem garstigen Brunnenfrosch unversehens ein schöner Königssohn geworden. Die Erde wurde zu einem »edlen Stern«. Und das monströs zerstückelte Weltganze fügte sich zu einem wunderbaren Sphärenkörper zusammen, dessen harmonisches Laufwerk Gott, seinem Schöpfer, zu Ruhm und Ehre gereichte.

Doch zu welchem Preis! Meine Füße sind Anti-Copernicaner bis heute geblieben. Sie leugnen, dass sich die Erde unter meinen Schuhen fortbewegt. Und meine Augen im Kopf bestehen darauf, dass sich die Sonne um die Erde dreht. Nicht umgekehrt, wie Copernicus es lehrte. Ich kann nichts dagegen machen, die Natur hat unsere Sinnesorgane so programmiert. Nämlich erdverbunden. Mondreisen sind in der Evolution nicht vorgesehen.

Es ist darum den Zeitgenossen von Copernicus nicht zu verdenken, dass sie sich mit dem neuen Weltmodell nicht anfreunden konnten.

Michel Montaigne, ein Stern erster Größe am Himmel der europäischen Geisteswelt, schreibt eine Generation vor Kepler: »Er (der Mensch) merkt und sieht, dass er hier im Dreck und Unflat der Welt wohnt, dass er an den schlechtesten, leblosesten und trügsten Teil des Ganzen gekettet ist, bei den Würmern lebt, die dem Himmel am entferntesten sind. Nichts desto weniger maß er sich seinen Platz über der Mondbahn an und wähnt den Himmel unter seine Füße zu bringen.« In Copernicus sieht Montaigne nur gerade ein sinnfälliges Beispiel der lächerlichen menschlichen Selbstüberschätzung. Und es ist ihm völlig egal, ob Copernicus Recht hätte oder nicht. Die Theorien über das »Räderwerk des Himmels« sind für Montaigne ohnehin allesamt nur »Träume und fanatische Torheiten«.

Bei einem der ersten Copernicus-Biografen lese ich als lapidare Feststellung: »Copernicus hat in seinem Kopf eine neue, widernatürliche Welt erschaffen.«

Widernatürlich, weil Copernicus das Oben und Unten vertauschte. Was hatte die schmutzige Erde, »Globe of Mortalitie«, das »peculiar Empire of death«, »this darck starre or ball«, so der englische Naturphilosoph Leonard Digges 1576, oben im Himmel, am Wohnsitz Gottes, zu suchen? Also wundere ich mich, dass es überhaupt Leute gab, die sich auf die copernicanische Weltsicht einließen.

Einer der wenigen, einer der wenigen allerersten, die es taten, war Johannes Kepler. Er folgte Copernicus, begeistert und rückhaltlos. Noch mehr, Kepler übernahm nicht nur das Weltmodell des Copernicus, er gab der neuen Himmelsphysik erst das mathematische Fundament.

Wer weiß, ohne Kepler wäre Copernicus vielleicht lange eine schrullige Randnotiz der Astronomiegeschichte geblieben. Jedenfalls, *Apollo 11* hätte sich erst um einiges später auf den Weg zum Mond begeben können, wäre nicht Johannes Kepler gewesen.

Die Namen von Copernicus oder Galilei sind fest im öffentlichen Bewusstsein verankert. Irgendwann hat jeder schon mal was von einem Sternforscher namens Nicolaus Copernicus gehört. Und nach Galileo Galilei ist das europäische Navigations-Satellitensystem benannt. Keplers Namen kennen dagegen nur wenige. Man begegnet ihm allenfalls im Mathematik- oder Physikunterricht der Sekundarstufe. Dem öffentlichen Bewusstsein ist er längst nicht so präsent wie Copernicus und Galilei.

Copernicus stellte die Welt vom Kopf auf die Beine. Galilei, so erzählt die Legende, machte den Schiefen Turm von Pisa weltbekannt durch seine kinematischen Experimente. Keplers Andenken in Deutschland ging jedoch

nahezu verloren, wohl infolge der Wirren des Dreißigjährigen Krieges. In England dagegen blieb sein Gedächtnis lebendig erhalten, auch in den Niederlanden und genauso in Frankreich.

Newton sagte: »Wir Zwerge stehen auf Schultern von Giganten.« Einer seiner Vordenker war Johannes Kepler. Christian Huygens in den Niederlanden, der 1659 die erste überlieferte Mars-Karte erstellte, überhäuft in seinen Schriften den himmelreisenden Kepler ebenso mit Komplimenten. Und Jean Silvain Bailly, Astronom und Bürgermeister von Paris, urteilte: »Kepler verdient als einer der Größten betrachtet zu werden, die je auf Erden erschienen sind (Kepler mérite d'être regardé comme l'un des plus grands hommes, qui aient paru sur la terre) [...] Er ist der wahre Gründer der Astronomie, ein Geschenk Deutschlands an Europa.« (*Histoire de l'astronomie moderne*, Druck 1785) In unserer Gegenwart ist es die amerikanische Weltraumbehörde NASA, die Keplers Nachruhm mit Großprojekten, die seinen Namen tragen, vermehrt. Bei dem Wortpaar »NASA« und »Kepler« erhalte ich bei *Google* mehr als drei Millionen Treffer.

»Die einzige Alternative [zum bisherigen Weltbild] sehe ich allein in der Lehre von Copernicus«, erklärte Kepler im Jahr 1619. »Und wenn irgend möglich, versuche ich jedermann davon zu überzeugen. Denn für den normalen Wissenschaftler ist die Idee einer planetarischen Erde derart neu, dass diese Vorstellung ihm als völlig absurd vorkommt.«<sup>11</sup>

Sein Traum einer Mondreise wird nach dreihundert Jahren wirklich wahr. Nach Keplers Gesetzen umkreiste der erste künstliche Satellit 1957 die Erde. Ein russischer Sputnik eröffnete das Zeitalter der Raumfahrt, dann, im Jahr 1969, betraten die ersten Menschen den Mond. Und Neil Armstrong sah unsere Erde, genau wie Kepler es damals geschildert hatte, »wie festgenagelt« am Himmel über sich stehen.

Johannes tritt also das Erbe von Copernicus an. Wie dieser fühlt er sich als Reformator, als »Erneuerer der Astronomie«.<sup>12</sup> Die ganzen vierzig Jahre seines Berufslebens widmet Kepler dem Projekt einer copernicanischen Himmelsphysik. Immerzu damit beschäftigt, das Knäuel der Planetenbahnen zu entwirren, die Logik des Himmels zu enträtseln.

Nicht der Wissenschaft, sondern Gott zuliebe. Oder genauer gesagt, Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft sind für Johannes Kepler die zwei Seiten derselben Münze. Der Satz des Pythagoras, oder dass »das Quadrat über der Viereckseite die Hälfte des Quadrats über der Diagonalen ergibt«, ist für Johannes eine ewige, eine göttliche Wahrheit. In seiner mathematischen Begründung der Himmelsphysik sieht er geradezu die Fortsetzung jener planenden Tätigkeit Gottes, mit der die Schöpfung ihren Anfang nahm.<sup>13</sup> Mathematik, besonders die Geometrie, ist empirische Theo-



logie. Nicht anders ist es bei Newton, der später, gestützt auf Kepler, dem copernicanischen Weltsystem den letzten Schliff gab.

In seinem Buch *Mein Weltbild* schreibt Albert Einstein: »Nicht zu Unrecht hat jemand mal gesagt, dass die ernsthaften Forscher in unserer allgemein materialistisch eingestellten Zeit die einzig tief religiösen Menschen seien. Ihre Religiosität liegt im verzückten Staunen über die Harmonie der Naturgesetzlichkeit.« Als Protagonisten dieser Weltsicht nennt Einstein die beiden Begründer der modernen Astronomie, Johannes Kepler und Isaac Newton.

Beiden gemeinsam ist dieselbe Überzeugung: Weil Gott gut ist, muss auch seine Welt gut geordnet sein.

Dafür will Kepler von der ersten bis zur letzten Seite seines Werks den Beweis antreten, mithilfe der Mathematik. Allerdings, er selbst gesteht sich ein: »In der Öffentlichkeit bin ich als Mathematiker bekannt. Und doch ermüdet meine Aufnahmefähigkeit, sobald ich mir beim Wiederlesen die mathematischen Beweise meines Werkes vor Augen führe.«<sup>14</sup>

Und Johannes rät uns, den Nicht-Mathematikern: »Wer nicht daran interessiert ist, sich mit mathematischer Astronomie zu befassen, oder wer kleinmütig fürchtet, durch die Beschäftigung mit Copernicus könne sein religiöser Glaube Schaden erleiden, der soll die wissenschaftliche Astronomie ruhig links liegen lassen. Auch mag er deren Theorien getrost kritisieren, und uns Wissenschaftler allein durch die Welt ziehen lassen, während er daheim sein Gärtchen bestellt. Seine Augen jedoch, denen er alleine traut, soll er zum sichtbaren Himmel erheben. Und von ganzem Herzen Gott, den Schöpfer, loben und ihm danken. Er kann dabei sicher sein, dass er auf seine Weise Gott nicht weniger ehrt als ein Astronom, dem Gott es schenkte, mit den Augen seines Verstandes schärfer zu sehen.«<sup>15</sup>

Während Keplers Feder über das Papier eilt, denkt er vielleicht an den Psalmvers der Bibel: »Unmündigen und Kindern hast du, Gott, dein Lob in den Mund gelegt.«

Und ich selbst denke jetzt beim Schreiben an Anita, unser Töchterchen in ihrem Kinderbettchen. Die beim Einschlafen vor sich hin sang: »Eine schöne Weldi, eine schöne Weldi ...« Nach einer Pause rief sie noch mal laut und nachdrücklich ihrem bereits schlafenden Brüderchen zu: »Eine schöne Weldi!!« Mit doppelten Ausrufezeichen. Anita ist nicht mehr bei uns. Auch die Eheleute Kepler hatten mehrere Kinder verloren. Die Welt ist eben nicht wie Frau Barbaras Salatschüssel, »schön dekoriert« und »perfekt angerichtet«. In unserer Welt geht nicht einfach alles in Ordnung.

Der bibelfeste fromme Johannes Kepler jedoch vertraut der biblischen Erlösungsbotschaft.

In zwei Büchern, sagt man zu Keplers Zeiten, spricht Gott zu seinen Menschen. Im »Buch der Natur« bezeugt er sich als ihr Schöpfer, und in der Bibel, seinem zweitem Buch, bekundet sich Gott als ihr Erlöser. Nicht aus den Sternen, jedoch aus seiner Bibel nimmt Johannes Kepler die Hoffnung, dass einst »die lange Dissonanz sich in eine reine, dauerhafte Harmonie auflösen wird.«<sup>16</sup> So kann Johannes trauern, ohne an Gott und der Welt verzweifeln zu müssen.

In Tübingen hatte Johannes Kepler eine Ausbildung zum Theologen durchlaufen. Doch es kam anders, Johannes wurde kein Pfarrer. »Ich wollte Theologe werden, ich hatte mich lange aber nicht getraut«, gesteht er Mästlin, seinem Lehrer. Und fährt dann aber, fast triumphierend, fort:

»Nun seht, wie Gott durch mein Bemühen in der Astronomie gefeiert wird!«<sup>17</sup> Theologe jedoch ist Kepler zeitlebens geblieben. »Sind doch wir Astronomen Priester Gottes, des Allerhöchsten, und zwar im Hinblick auf das Buch der Natur«, betont er mit Emphase.<sup>18</sup>

Im Jahr 2009 hat die NASA im Orbit der Sonne ein Weltraum-Teleskop installiert. Es durchmustert einen definierten Himmelsausschnitt von 100 000 Sternen auf der Suche nach extraterrestrischen Planeten. Bisher hat man Tausende davon ausgemacht, darunter mehrere erdähnliche Himmelskörper. Das Teleskop wurde zu Ehren von Johannes Kepler auf dessen Namen getauft.

Kepler statuierte 1609: »Die Erd selber ist im Himmel.«<sup>19</sup> Dass es viele Erden sein könnten, die das Universum durchwandern, kommt bei den Theologen nicht gut an: Wenn Gott eine Vielzahl von Erden mit Lebewesen darauf geschaffen hatte, dann müssten sich die traditionellen Religionen unserer heimischen Erde neu aufstellen. Vor einem galaktischen Horizont der kosmischen Evolution, die vor Milliarden von Jahren begann, sind unsere so genannten »Weltreligionen« eher provinzielle Angelegenheiten.

Keplers wissenschaftliche Verdienste sind nicht hoch genug zu veranschlagen. Und es existiert eine ganze Reihe von biografischen Skizzen, die das ihren Lesern vor Augen führen. Deswegen werde ich mich in meinem Buch nur am Rande auf seine mathematische Himmelsphysik einlassen. Anders wäre ich auch überfordert. Ich möchte jedoch Keplers Lebensbild so nachzeichnen, dass dabei besonders die religiösen, die spirituellen und theologischen Aspekte seiner Biografie hervortreten. Keplers Innenseite, soweit das möglich ist.

Dabei lege ich den Schwerpunkt meiner Biografie auf Keplers Bibliografie. Das ist sachlich geboten. Keplers Biografie ist seine Bibliografie. So hat er selbst es gesehen. Zehn Jahre vor seinem Tod beschließt er sein letztes Hauptwerk, die *Weltharmonik*, mit den Worten: »Ich bin dir dank-

bar, Schöpfergott, mit dem Werk deiner Hände hast du mich erfreut. Den Auftrag, den ich mit meinem Beruf übernommen hatte, habe ich jetzt ausgeführt (*nunc opus consummavi*), soweit es in meinen Kräften stand, die du mir verliehen hast. Die Schönheit deiner Werke habe ich den Menschen, die meine Ausführungen lesen werden (*istas demonstrationes lecturis*), vor Augen geführt, so viel mein begrenzter Verstand von ihrem endlosen Reichtum erfassen konnte.«<sup>20</sup>

Schon der 27-Jährige hatte die Bücher im Kopf, die er in den nächsten Jahrzehnten zu schreiben gedachte:

»Ich plane vier kosmographische Bücher: 1) Über das Weltall (*De Universitate*) ... 2) Über die Wandelsterne (*De Mobilibus*) ... 3) Über die Himmelskörper im Einzelnen (*De globis ipsis peculiaribus*) ... 4) Über die Beziehung zwischen Himmel und Erde (*De relatione coeli et Terrae*).« Aristotelische Lehrbücher hatten jahrhundertlang den universitären Lehrplan für Europa vorgegeben. Mit seinen Büchern wollte Johannes Kepler das Curriculum der Neuzeit als neuer Aristoteles erstellen.<sup>21</sup>



## *Erstes Kapitel*

### **Kinderjahre und Schulzeit (1571–1583)**

»Die Lehrer lobten mich als Kind wegen meiner guten Veranlagung, obwohl ich mich durch ein besonders unangepasstes Verhalten von meinen Mitschülern unterschied.«<sup>1</sup>

Geboren ist Johannes Kepler in Weil der Stadt. »Ins gemein Weylerstatt / und Stattwill / oder Weyl die Statt / [...] genannt / im Württenberger Land [...] gelegen. Ist mit Mauern / Thürnen / und Wassereichen Gräben / auff alte Manier / wol befestigt [...] Hat drey Thor [...] Item / drey Wiesechte (mit Wiesen bestandenes) sehr schöne Thalgeländ / und mangelt es da auch nicht an Weingärten«, beschreibt eine Chronik 1653 die Stadt.

Das Neugeborene war winzig, nur gerade zwei Hände voll Mensch. Der Kleine war zu früh zur Welt gekommen. Darum wird die Hebamme gleich mit ihm in die nahe gelegene Pfarrkirche geeilt sein. Dass wenigstens seine unsterbliche Seele gerettet würde.

Und weil man heute, am 27. Dezember, den Namenstag des heiligen Johannes beging, taufte der Priester das Neugeborene auf den Namen Johannes. Anschließend trug der Schreiber von St. Peter und Paul den Täufling als »Johannes Kepler« ins Taufregister des Jahres 1571 ein, Sohn des Stadtbürgers Heinrich Kepler und seiner ehelichen Frau Katharina, geborene Guldenmann.

Später, während seiner Studienzeit in Tübingen, erstellte Johannes Kepler sein eigenes Geburtshoroskop. Seine Geburtsstunde setzte er auf 2.30 Uhr am frühen Nachmittag an. Mutter Katharina wird die Uhrzeit in Erinnerung behalten haben, als sie mit ihrem ersten Kind niederkam.

Das junge Ehepaar lebte bei Heinrichs Vater Sebald mit im Haus. Sebald war damals gewählter Bürgermeister von Weil der Stadt, ein angesehenener und vermögender Mann. Und gewiss gab es in dem Haus am Markt auch schon eine der damals gerade erst erfundenen Taschenuhren.

Paare, die etwas auf sich hielten, achteten auf die Geburtsstunde ihrer Kinder. Fast gewohnheitsmäßig holte man in dem sterngläubigen 16. Jahrhundert in wichtigen Angelegenheiten astrologischen Rat ein, und die Kenntnis der eigenen Geburtsstunde war dazu unerlässlich.

### Ein winziges Frühchen

Johannes hatte nachgerechnet. Er kam zu dem Ergebnis: »Ich kam vorzeitig zur Welt. Mit 32 Wochen, nach 244 Tagen und 10 Stunden.«<sup>2</sup> 37 Schwangerschaftswochen wären normal gewesen.

Heute legt man die Frühgeborenen in einen Inkubator, setzt eine Nasensonde, über die ihnen Nahrung zugeführt wird, und sorgt für gleichmäßige Wärme und zusätzliche Sauerstoffzufuhr. Über derart aufwändige Pflegemaßnahmen verfügte man im 16. Jahrhundert natürlich noch nicht. Der kleine Johannes hatte riesengroßes Glück gehabt, am Leben geblieben zu sein.

In der »Oeconomischen Encyclopädie« aus dem 18. Jahrhundert lese ich, unter welchen Mühen es dann doch gelingen konnte, ein Frühgeborenes am Leben zu erhalten. Die Enzyklopädie illustriert es an einem Fallbeispiel: »Das Kind war so klein und schwach, wie jedes andere unzeitige Kind; es gab nicht den mindesten Laut von sich, und schien auch nicht zu athmen; die Augen waren fest verschlossen, die Gliedmaßen schlapp und hängend, nur seine Wärme und einige kleine Bewegungen ließen vermuthen, dass es noch lebe.« So mag auch der kleine Johannes seine ersten Lebenswochen in seiner Wiege zu Weil der Stadt verbracht haben.

Katharina wird ihren Kleinen im alemannischen Dialekt vielleicht zärtlich »Rüpfel« oder »Zyserli« genannt haben. Sie wickelte ihr »Bündeli« in sehr feine Tücher, hielt es warm und versuchte, ob es nicht ein wenig »laue Milch hinabschlingen konnte«, wie es die Mutter in dem Beispiel aus der Enzyklopädie getan hatte.

Dort lese ich weiter: »Der Versuch gelang, und die Mutter hatte, gegen alle Wahrscheinlichkeit des Aufkommens, Zärtlichkeit und Geduld gehabt, es durch vier Monate mit aller Delikatesse zu pflegen.« Endlich, nach diesen bangen Wochen, »fing es aber an zu schreien, Exkreme abzusetzen, sich zu bewegen, zu säugen.« Im Verein mit ihrer Schwiegermutter und der Hebamme hatte es auch Katharina geschafft, dem kleinen Johannes, ihrem »Zyserli«, zum zweiten Male das Leben zu schenken.

Der »Delikatesse«, also Katharinas besonderer Pflege, bedurfte der kleine Junge auch noch in den folgenden Jahren. Erst mit 4 oder 6 Jahren holen Frühgeborene ihren Rückstand auf.

## Die mütterlichen Gene

In der Auswertung seines Geburtshoroskops bemerkt Kepler, seine Mutter sei genauso veranlagt wie er selbst.<sup>3</sup> Nämlich »klein gewachsen, mager, ein dunkler Hauttyp«. Und, fügt er außerdem hinzu, Katharina sei »scharfzünftig, reizbar und unangepasst«.<sup>4</sup> Das ist kein freundlich gezeichnetes Porträt der Mutter. Man kann es allerdings auch anders sehen. Die zähe körperliche Konstitution, die Johannes von seiner Mutter geerbt hatte, half Johannes, die äußeren Strapazen seines Lebens zu überstehen. Und dem kritischen, unangepassten Geist seiner Mutter in ihm verdankt sich Keplers wissenschaftliches Lebenswerk: Im Umgang mit Menschen bin ich genau so »aufsässig, ironisch und aggressiv« wie in meiner wissenschaftlichen Arbeit, erklärt er in seiner »Selbstcharakteristik«.<sup>5</sup>

Und ja, sein Spott, seine Ironie und die scharfe Zunge haben auch Johannes Kepler manchen Ärger eingebracht. Wie seiner Mutter, der später als böswilliger alter Hexe der Prozess gemacht wurde. In seiner »Selbstcharakteristik« merkt Johannes selbstkritisch an: Der Hang zu bissiger Kritik und die Lust, andere zu foppen, zu hänseln, wohne auch in ihm: »In mir liegt Heftigkeit, Unduldsamkeit gegen unsympathische Menschen, unverschämte Lust am Spotten wie auch am Spaßmachen, schließlich dreiste Kritiksucht, da ich niemanden unangefochten lasse«, übersetzt Esther Hammer 1971 den stichwortartigen lateinischen Text.<sup>6</sup>

Katharina Guldenmann heiratete mit 24 Jahren den fast gleichaltrigen Heinrich Kepler. Beide stammten aus guten Verhältnissen. Heinrich war ein Bürgermeistersohn und Katharinas Vater versah das gleiche Amt im nahegelegenen Eltingen, das sich heute der »Schönsten Dorfstraße Süddeutschlands« rühmen darf. 4.000 Gulden brachte das junge Paar in die Ehe ein, ein beträchtliches Vermögen. Die Kaufkraft eines Guldens im 16. Jahrhundert lässt sich nicht genau festmachen, sein Wert lag je nach Ort und Zeit zwischen 50 und 100 Euro in heutiger Währung. Ein Kaplan im Heer des Kaisers wurde mit 3 Gulden monatlich entlohnt, ein Koch erhielt 1 Gulden monatlich als Sold auf die Hand.

## Vaters Sterne

Laut Kepler war sein Vater Heinrich »gelernter Artillerist«, *bombardarum studiosum*,<sup>7</sup> im Heeresdienst der spanischen Habsburger. Über die Bombarder, auch »Büchsenmeister« oder »Constabler« genannt, schreibt »Zedlers

Universallexikon« (1733): »Es müssen die Constabler ihre Profession ordentlich erlernt haben; wie sie auch von ihren Lehr-Meistern einen ordentlichen Lehr-Brief bekommen, ihr Probe-Schießen ablegen müssen, und ordentlich keiner dazu gelassen wird, der es nicht rechtmäßig erlernt.« Waren doch Kanonen das wertvollste Hightech-Gerät eines Heeres, jede mehrere hundert Gulden wert. Zu dem Handwerkszeug eines Artilleristen gehörten Dutzende von Gerätschaften, die der *Zedler* einzeln aufzählt, darunter das mathematische Instrument eines »Quadranten«. Mit ihm berechnete man die Neigung des Geschützlaufes und damit die Weite von einem Bogenschuss. Heinrich Kepler war also Kriegssingenieur und als solcher wurde er hoch bezahlt.

Die Bedienung der Kanonen vertraute man nicht gewöhnlichen Söldnern an. Es ist darum irreführend, wenn Kepler-Biografien seinen Vater zum Söldner degradieren, der sich beliebigen Kriegsherren verkaufte.

Die Bombarder oder Büchsenmeister bildeten eigene Gewerkschaften, die sich vertraglich einer kriegsführenden Partei verdingten. Heinrichs Salär betrug im 16. Jahrhundert 100 Gulden monatlich, das war das Zehnfache der Besoldung eines Wachtmeisters in Kaiserlichen Diensten. Ein einfacher Söldner musste sich an 2 oder 3 Gulden genügen lassen.

Das Kriegshandwerk hatte eine ehrenvolle Tradition in der Kepler-Familie. Entfernte Vorfahren waren von Kaiser Sigismund für getreue Waffendienste »Höchlöblichster gedechtnuß zu Ritter geschlagen worden im Jar 1433« und wurden mit dem Wappenrecht ausgezeichnet. Belegt ist, dass auch Urgroßvater Sebald und dessen vier Söhne kaiserliche Kriegsdienste geleistet hatten. Sie erhielten 1563 ihr Wappenrecht von der Kaiserlichen Kanzlei bestätigt. Das Familien-Wappen befand sich zu Weil der Stadt »auff iren Grabsteinen unnd habens vil unverdenckhliche Jar her gefuert«. Die Wappenbeschreibung der Kanzlei zählt unter anderen Details »ain Engel mit gelbem Har, außgebraitten flügeln« im Wappenschild auf. Heinrich Kepler war also in die Fußstapfen seiner Vorfahren getreten, als er das Kriegshandwerk lernte.

Für seinen Vater Heinrich findet Johannes keine guten Worte. »Er ist von gewissenloser, brutaler, reizbarer Art«, notiert er.<sup>8</sup> Den schlechten Geburtssternen des Vaters gibt er die Schuld daran. »Der bösertige Einfluss des Saturns hat sein ganzes Leben zerstört.« Dem Saturn schreibt Kepler auch das »falsche und illusorische Streben« der Eltern nach »Anerkennung und Erfolg« zu, und es war ebenso der Einfluss des Saturn, der das Ehepaar zu seinem »umtriebigen Leben« anstiftete. Mit einem so schwierigen Elternhaus war dem kleinen »Zyserli« kein freundlicher Start ins Leben beschieden. Womöglich lernte Johannes schon früh, sich seine eigene Lebenswelt in einer so unzuverlässigen Welt zu erschaffen.



### Ein verspieltes »Zyserli«

»Als Kind war ich sehr verspielt«, erinnert er sich.<sup>9</sup> Spielen ist Spielen mit dem Zufall, um den Zufall zu überlisten. Und genau das wird später zu Keplers wissenschaftlichem Programm, die Gesetze zu finden, die den Zufall steuern.

Johannes spielt gern mit anderen Kindern, doch genauso gern »mit sich allein«, versponnen in seine eigene Spielewelt. Er sucht die Gesellschaft von Menschen, mag es aber nicht, wenn andere ihm die Zeit stehlen, und hält sich »seinem Bedürfnis entgegen vom Umgang mit Menschen fern«.<sup>10</sup> Kurzum, Johannes lernt schon als Kind die Perspektive zu wechseln, auf Distanz zu gehen, einen Schritt zurückzutreten.

### »Grosse Noth ums liebe Broth«

Gerade in bedrängten Zeiten ist es hilfreich, einen Schritt zurückzutreten, die Dinge distanziert zu sehen. Und es sind bedrängte Zeiten, in denen Johannes Kepler aufwuchs.

Luthers Reformation hat die politischen Verhältnisse Europas destabilisiert, und ein Ende der gesellschaftlichen Krisensituation ist nicht abzusehen. Sie entlädt sich dann gewaltsam im Dreißigjährigen Krieg.

Sogar das Wetter spielt verrückt. Im 16. und 17. Jahrhundert treten häufig extrem kalte und lange Winter auf, denen verregnete, zu kühle Sommer folgen. Meteorologen sprechen heute von einer »Kleinen Eiszeit« in Europa, die zu Keplers Lebzeiten ihren Höhepunkt erreichte.

Ein Schulmeister in der Nähe von Stuttgart hat Buch über seine Wetterbeobachtungen geführt. In dessen »Chronica« heißt es: »Anno 1570. unnd 71. Seind sehr unfruchtbare nasse kalte theure Zeit gewesen / dann die liebe Früchten dahinden geblieben.« Und weiter: »Anno 1572. war es in vergangenen Winter so grimm kalt / dass den 14. Februarii die Weingärt erfroren. Es gab diesen Winter 3 Eisgüssen / verstiessen fast alle Brucken / die grosse Eisschemel / die Zween Werkschuch dick waren / lagen bis nach Ostern auff dem Land.« Und so geht es weiter in der Chronik, Jahr für Jahr. »Anno 1573. Diß war ein kalts / unfruchtbars Jahr / denn die Weingärten vom Sommer und Winter erfroren [...] Den Ackerbau betreffend / so hat er mehr Graß denn Korn tragen [...] Dis Jahr / wie auch 2. Jahrgäng zuvor / war grosse Noth um das liebe Brodt / dass man zu Stutgart / Esslingen / und in anderen Orten / in Spittältn allen armen Kindern und

Haußleuthen / Wochentlich zweymal Brot ausgetheilet / damit sie nicht Hungers sturben.«

Im Keplerschen Haus am Marktplatz zu Weil der Stadt mussten die Hausleute wohl nicht gerade am Hungertuch nagen. Doch bestimmt hieß es auch im Bürgermeisterhaus, den Riemen enger zu schnallen.

Wer weiß, vielleicht war das der Grund, warum Vater Heinrich sich im Jahr 1574 von zu Hause absetzte. Als »Kaiserlicher Hauptmann«, zu dem ihn eine alte Biografie befördert, vermutlich doch wieder eher als Geschützmeister, diente sich Heinrich Kepler den spanischen Habsburgern an, die in jenem Jahr gegen die rebellierenden Niederlande zu Feld zogen. Johannes hat das Datum festgehalten. Er schreibt: »Als im Jahr 1574 mein Vater bereits in Belgien war, ging auch meine Mutter 1575 nach Belgien fort.«<sup>11</sup>

Was ein astrologischer Kalender prognostiziert hatte, war tatsächlich so eingetroffen: »Dieses 1574 Jar / ist gar ein widerwertiges Jar [...] Denn die in diesen Landen wonen / als Engeland / Flandern / Niederland / Wirtenberg [...] werden jemmerliche kriege / Auffruhr / Raub / Mordt und Brandt / dergleichen in viel Jaren nicht geschehen« erleben. »Gros blutvergiessen / und gewliche Feldschlachten werden sich erheben / und darzu grosser Hunger / Sterben und Pestilentz werden in allen Landes fast gemeine sein.« Um so viel Unheil vorauszusehen, brauchte man freilich nicht erst die Sterne bemühen. Dass man in schweren Zeiten lebte, spürte man, und dass noch schlimmere Zeiten kämen, ahnte jedermann.

### »Ehne« und »Ahna«

Während der Abwesenheit der Mutter blieb der 4-jährige Johannes mit seinem Brüderchen Heinrich, der zwei Jahre zuvor zur Welt gekommen war, in Obhut der beiden Großeltern. Sebald war im 55., dessen Frau Katharina im 54. Lebensjahr. Nach Keplers Worten waren der »Ehne« und die »Ahna« vom gleichen Schlag wie seine Eltern. Sebald beschreibt Kepler als jähzornig, stur, habsüchtig und erwähnt dessen »Respekt einflößenden Bart«. Die Großmutter nennt er eine »Intrigantin«, eine »neidische, gehässige, umtriebige und nachtragende Person«.<sup>12</sup> Zwölf Kinder hatte der Bürgermeister gezeugt, 5 Töchter und 7 Söhne, zwei davon starben in ihren ersten Lebensjahren. Als das »Kätherichen«, die Mutter von Johannes, ihrem Mann nach Belgien oder Flandern folgte, befanden sich eventuell Ludwig und Anna noch im Haus am Marktplatz. Und Anna, 12 Jahre alt, wird Johannes und dessen Brüderchen während der Abwesenheit der beiden Eltern bemuttert haben.

## Katholische Stadt, evangelischer Bürgermeister

Anna, Keplers junge Tante, hatte gerade ihr Konfirmationsalter erreicht. Ich stelle mir vor, dass sie ihrem kleinen Neffen das Vaterunser vorgesprochen hat, vielleicht auch Luthers Morgen- und Abendsegen: »Das walte Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist. Amen.« Im Bürgermeisterhaus achtete man auf Frömmigkeit. Die Mehrzahl der rund 200 Familien in Weil der Stadt war katholisch, nur eine Minderheit hielt sich zum lutherischen Glauben. Darunter die Bürgermeisterfamilie.

Auf dem »Augsburger Religionsfrieden« von 1555 hatten sich die deutschen Fürsten und Landesherren auf den Grundsatz geeinigt: »Cuius regio, eius religio«, zu Deutsch: Die Region richtet sich nach der Religion der Obrigkeit. »Wes der Fürst, des der Glaub«, sagte man kurzab.

Ausgenommen waren die Reichstädte, die nicht dem regionalen Landesherren, sondern dem Kaiser direkt unterstellt waren. Deren Magistrate waren gehalten, das Nebeneinander von Alt- und Neugläubigen in ihren Mauern zu schützen und zu tolerieren.

Das funktionierte anfangs überraschend gut. Der Religionsfriede von 1555 dämpfte die konfessionelle Zwietracht und förderte die Toleranz in den Reichsstädten. »Als nun beyde Religionen bey ihrem unverhinderten wesen gelassen zu werden / auffs beste sind versichert / und wieder alle gefahr der unterdrückung oder austreibens vom gegentheil gänzlich befreyet worden. Hat als bald alles mistrauen und beysorge in der Bürger hertzen auffgehöret [...] das sich beyde theil auch mit heyraten stets in einander eingewickelt / zu gemeinen Gevatterschaften einander gebraucht / auf Hochzeiten / bey ehrlichen Begrebnissen / in Geselschafften und contracten / mit frölichen Malzeiten unnd Gastungen einander dermassen und gedienet haben / das ausser Kirchen unnd des Predigtstuels in gemeiner Stadt bey Bürgerlichem wesen auch die geringste mishelligkeit nicht gespüret werden«, berichtet ein Augsburger Chronist.

Es blieb freilich ein ständiger, immer wieder heikler Balanceakt für den Bürgermeister und für den Magistrat, den reichstädtischen Konfessionsfrieden zu erhalten. Sobald, lutherischer Bürgermeister des katholisch geprägten Weil der Stadt, muss großes Geschick darin bewiesen haben. Das bestätigt ihm auch Johannes Kepler. Der Großvater mit dem »Respekt einflößenden Bart« amtierte fast ein Jahrzehnt als *consul oppidi* in Keplers Vaterstadt.

In der stürmischen Anfangszeit der Reformation wäre Weil der Stadt um ein Haar lutherisch geworden. Im Jahr 1522 trat dort ein Sympathisant Luthers auf und predigte öffentlich: »Die Jungfrau Maria sey nicht der Men-

schen Fürbitterin bey GOTT / noch auch die anderen Heiligen / Es sey kein Feg-Feuer / Christus sey der Mittler und Fürsprecher.« Weiter heißt es in der Stadtchronik: »Daher sich das Volk in grosser Menge versammelte / ihn zu hören.« Bürgermeister Sebald war dann freilich auf dem Reichstag von 1571 für die Stadt der »Eid auferlegt« worden, »bei der alten katholischen Religion zu verbleiben«, und daran hielt er sich auch. Es ist »die Statt der Römisch-Catholischen Religion zugethan«, heißt es in einer Chronik aus dem Jahr 1653.

Die evangelischen Bürger blieben in der Minderheit und auch ohne eigenen Pfarrer. Johannes war darum vom Priester der katholischen Stadtkirche getauft worden.<sup>13</sup> Die umliegenden Dörfer und Orte waren lutherisch-evangelisch. Wie das gesamte Herzogtum Württemberg, dessen Herrscherhaus sich seit zwei Generationen zum lutherischen Glauben bekannte. Wollten die evangelischen Bürger von Weil der Stadt einen evangelischen Prediger hören, mussten sie »auslaufen« und sich zu einer Predigtstatt außerhalb der Stadtmauer begeben.

### Fromm und ökumenisch

Weil die Lutheraner ohne amtierenden Pfarrer waren, legten sie Wert auf häusliche Frömmigkeit. Der »Kleine Katechismus« und Luthers »Heilige Schrift / Deutsch« gehörten zu den kostbarsten Besitztümern der evangelischen Minderheit. Die Hausandacht des Hausvaters, unter Teilnahme der ganzen Familie und des Gesindes, mit Bibellesung und Gesang, und dem gemeinsam gesprochenen Segen, eröffneten und beschlossen den Tag. Und konnte man sonntags nicht zu einem evangelischen Prediger »auslaufen«, trug der Hausvater eine Predigt aus Luthers Hausbuch vor. »Den Sonn- oder Feiertag pflegte morgens, mittags und abends einer aus den Büchern vorzulesen. Die anderen Hausleute, groß und klein, jung oder alt pflegten zuzuhören«, heißt es in einem zeitgenössischen Dokument. So wird man es auch in Sebalds Haus am Marktplatz von Weil der Stadt gehalten haben.

Doch es erregte auch keinen Anstoß, wenn evangelische Familien an gottesdienstlichen Handlungen nach katholischem Ritus teilnahmen. Katharina, Keplers Mutter, »von jugend auff in der Lutherischen Lehr erzogen«, hat bei Gelegenheit sogar »zu Weyl der Statt bey den papisten communi-cirt«, also am Messgottesdienst teilgenommen.<sup>14</sup> Die Keplers waren, bei aller Treue zum Luthertum, eben zugleich ökumenisch gesinnt.

Bei Johannes liest man in seiner »Selbstcharakteristik« bereits: »Ich bin der Ansicht, dass Gott die heidnischen Völker nicht rundheraus verdammen wird. Deswegen rate ich auch zum Frieden zwischen Lutheranern

und Calvinisten. Zudem bin ich der Meinung, man solle sich fair (aequus) gegenüber den Papisten verhalten, und dies Gebot der Fairness lege ich jedem ans Herz.«<sup>15</sup> Johannes Kepler hat diese, allem Konfessionszank konträre Gesinnung auch später nie preisgegeben. Und wenn er von sich sagt: »Über Religion diskutiere ich rasend gern mit Leuten«, dann geschah es, um für Toleranz zu werben.<sup>16</sup>

### »Pocken- oder Blattern-Noth«

Während sich die Eltern in Belgien aufhielten, erkrankte der 4-jährige Johannes an den gefürchteten »Schwarzen Pocken«, auch Blattern genannt. Bis in die Neuzeit grassierte die tödliche Seuche periodisch noch überall in der Welt. Den kleinen Johannes befiel »starkes Kopfweh, Ohnmachten, gänzliche Entkräftung und heftiges Erbrechen«, so beschreibt das »Hilfsbüchlein in der Pocken- oder Blattern-Noth« (1798) die ausbrechende Krankheit.

»Das weiße im Auge sieht roth aus; sie zittern an Händen und Füßen; sie schreyen und fahren fürchterlich aus dem Schlummer auf, und erleiden öfters heftige Zuckungen.« Und weiter lese ich dort: Die Pocken »kommen bald im Gesichte, bald auf der Brust, bald an den übrigen Theilen des Leibes« zum Vorschein. »Sie haben das Ansehen einer vom Verbrennen entstandenen Blase« und nehmen dann »eine ganz widernatürliche Farbe« an, »grünlichts, violet, oder schwarz«. Das Kind kann nicht schlucken, »wenn der Hals davon voll ist«, es riecht »sehr stark aus dem Halse«, und das, was mit dem Stuhlgang abgeht, ist »mit Blut und Eiter vermischt«, der Puls ist sehr schwach, »und ein kalter Schweiß den ganzen Körper überzieht.« Und geht dann Blut mit dem Urin ab, »so nimmt es größtentheils einen tödtlichen Ausgang«. Der arme Johannes! Kein Medikament kam gegen die »Schwarzen Pocken« an, erst die weltweite Pockenimpfung hat die Seuche besiegt.

Im Jahr 1570 grassierten die Pocken in dem nahegelegenen Augsburg. Ein Versgedicht aus diesem Jahr beschreibt die Plage:

»Ach Gott, wie jemerliche pein,  
muesten leiden die armen Kind,  
waren oft wol drei Wochen blind,  
Kunden ir vil lange zeit nit essen,  
ir schmerzen was ganz unermessen,  
Dann manches kindlein ganntz und gar  
Ein lauter kinds platter war.

Ir vil, ob sie schon seind (davon) komen,  
 hannnd schaden am angesicht genommen [...]  
 Die eltern hetten spat und frue  
 Bei tag und nacht vorhin kein rue  
 Ich glaub dass manichen muetter hertzen,  
 noch nicht vergangen sey der schmerzen.«

Mehrere Wochen kämpfte man im Keplerschen Haus, das »Zyserli« am Leben zu erhalten. Johannes schreibt später: »1575 hätten mich die Pocken fast umgebracht. Meine äußere Erscheinung ist noch immer davon in Mitleidenschaft gezogen, besonders die Hände.«<sup>17</sup> Waren sie durch Pockennarben verunstaltet?

Wurde vielleicht sogar, was häufig eine Spätfolge der Blattern war, die Sehkraft des künftigen Astronomen beschädigt? Mit 28 Jahren klagt Johannes in einem Brief über nachlassendes Sehvermögen.<sup>18</sup> Andererseits scheint sich Keplers Sehkraft dann wieder stabilisiert zu haben. Seine ungezählten astronomischen Beobachtungen, mit bloßem Auge oder durchs damals neu erfundene Teleskop, legen das nahe. In einer Schrift des Jahres 1611 schildert Kepler beispielsweise detailliert verschiedene Himmelsbeobachtungen, darunter die Abstände von zwei Jupitermonden, die er »äußerst scharf« mit Hilfe des Teleskops ausmachen konnte.<sup>19</sup> Eine durch die Pocken verursachte gravierende Sehschwäche Keplers, davon sprechen bereits seine ersten Biografen, halte ich eher für eine erbauliche Legende, die Kepler zum Wunderkind stilisieren möchte.

### Stadt Leonberg, ein Glücksfall

Nach ihrer glücklichen Heimkehr vom belgischen Kriegsschauplatz beschließen Keplers Eltern, das ihnen zu eng gewordene Bürgermeisterhaus zu verlassen. Im benachbarten württembergischen Leonberg erstehen sie 1577 dort ein Haus am Marktplatz.<sup>20</sup> Katharina ist eine geborene Leonbergerin, eventuell hatte sie den Kauf eingefädelt. Der reiche Sold, den Vater Heinrich aus Belgien mitbrachte, ermöglichte den Kauf des repräsentativen Hauses mitsamt dem zugehörigen Grundbesitz an Garten- und Ackerland. Leonberg, rühmt eine alte Chronik, ist eine »feine ansehlich / und woerbauete Statt / mit einer lustigen Ringmauern umbgeben / und mit feinen Thoren verwahret / allda es vor dem jetzigen (30-jährigen) Krieg sehr reiche Leut geben«. Und es führt »diese Stadt einen schwarzen Löwen in dem Schild«.

Katharinas »Zyserli«, ihr zierlicher Erstgeborener, war ein wahres Glückskind. Trotz des unglücklichen Auftakts seiner ersten Kinderjahre. Dreimal hintereinander hatte Johannes großes Glück gehabt. Er überlebte seine unzeitige Geburt, entkam den tödlichen »Schwarzen Pocken«, und der Familienumzug nach Leonberg erwies sich als neuer, als unverhoffter dritter Glücksfall.

Denn der Schulbesuch in Leonberg machte aus dem »Zyserli« jetzt Katharinas »Gscheitli«, Lernen wurde dem kleinen Johannes zum Lebensinhalt. Und lernwilligen Kindern eröffnete das Herzogtum gute Chancen, später in den gehobenen Staatsdienst von Württemberg übernommen zu werden.

Johannes war noch nicht sechs Jahre, als er eingeschult wurde.<sup>21</sup> Die Leitung der »Schola Leomontana« lag in den Händen eines »Praeceptors«, den der wohlklingende wie bezeichnende Name Vitalis Kreidenweis zierte.

### Wirdabärg a Muschter-Ländle

In der ersten Klasse sitzen »alle Knaben, so erst anfangen Buchstaben lesen und schreiben. Und sollen darinnen bleiben, biß sie des lesens allerdings fertig und gewiß sind«, bestimmt die Württembergische Schulordnung des Jahres 1559. Eine staatliche Schulpflicht existiert zu Keplers Zeiten noch nicht, der Schulbesuch war freiwillig.

Doch Württembergs Schulordnung hielt die Prediger an, »dem Volk auff das wenigst im Jar zwey mal, das erst im Frühling, das ander gegen dem Winter, in öffentlicher Predigt, eine ernstliche Vermanung zu tun, das sie die Kinder fleißig zur Schul schicken«. Und zwar überall im Herzogtum, »in grossen und kleinen Stätten und Dörffern«. Das war zu jener Zeit eine große Neuerung.

Luthers kirchliche Reformation brachte eine umfassende Reformation der Bildung mit auf den Weg. Bildung sollte, so der Reformator, nicht länger Luxusgut sein. Luther: »Es wird doch dabei bleiben, dass dein und mein Sohn, das ist, gewöhnlicher Leute Kinder, werden müssen die Welt regieren.« Und Luther ganz praxisnah: »Einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister oder dergleichen, den kann man nimmer genug lohnen und mit keinem Gelt bezahlen.« Wurzelte doch der Christenglaube in dem Buch der Bibel, der Heiligen Schrift, und deswegen musste jeder, der ein christgläubiger Mensch sein wollte, in die Schule gehen. Um die Bibel lesen und verstehen zu können. Darum drang Luther mit großer Entschiedenheit auf die flächendeckende Einrichtung von Schreib- und Leseschulen in allen christlichen Landen.

Württembergs Herzöge hatten sich schon früh Luthers Lehre zu eigen gemacht. Die Herzöge Ulrich und dessen Sohn Ludwig, genannt der Fromme, installierten in ihrem Land ein leistungsfähiges Schulsystem, das seinesgleichen suchte. »Nirgends sonst in Deutschland werden kirchliche und staatliche Bildungseinrichtungen besser gefördert als in Württemberg«, schreibt 1718 der erste Herausgeber von Keplers gesammelten Werken. Und das war nicht zu hoch gegriffen. Das duale Prinzip von »Fördern und Fordern« wurde im »Ländle« konsequent umgesetzt. Unterstützung und Rat fand Herzog Ulrich bei dem Lutherfreund Philipp Melancthon. Und der war ein ebenso genialer Bildungs-Praktiker wie auch allseitig befähigter Humanwissenschaftler.

Durch ein dichtes Netz von Grund- und weiterführenden Schulen stieg Württemberg zum pädagogischen Musterland auf. Den Württembergischen Herzögen galt als »höchster Gottesdienst [...] wann sie sich der Schülen unnd Studien annemen / die selbige nach ihrem eussersten vermögen helfen / mit raht und that befirderen«. Das verlangte einen ganz beträchtlichen finanziellen Kraftakt. Die Mittel dazu entnahmen die lutherischen Herzöge den enteigneten katholischen Besitztümern. Den katholischen Klöstern, Kirchen mit ihren Liegenschaften. Die Umwidmung von Kirchengütern zu gemeinnützigen Zwecken erfolgte überall in Europa, wo die Landesherren zum neuen Glauben übertraten. Nirgends jedoch wurden die freiwerdenden Ressourcen so zielstrebig zum Aufbau eines staatlichen Bildungswesens eingesetzt wie im süddeutschen Württemberg.

Kepler profitierte davon. Glücklicherweise war seine Mutter Katharina eine Württembergerin. Darum konnten die Keplers im württembergischen Leonberg als Stadtbürger ansässig werden.

### **C/1577 V1, »ein gräulich Wunderzeichen«**

Aus seinem ersten Schuljahr erwähnt Johannes Kepler besonders das Erscheinen eines spektakulären Kometen, der heute wissenschaftlich unter der Bezeichnung »C/1577 V1« katalogisiert ist. »Über den Kometen des Jahres 77 habe ich viel gehört. Ich wurde von meiner Mutter eigens auf eine Anhöhe geführt, um ihn zu betrachten«, erinnert sich Johannes 26 Jahre später noch in einem Brief.<sup>22</sup>

Bestimmt war Katharina an jenem Novemberabend nicht allein vor die Stadt gegangen. Das himmlische Fackel- und Alarmzeichen wird Abend für Abend ganz Leonberg aus den Stadttoren getrieben haben. Der Komet war ja nicht zu übersehen. Schon bei einsetzender Abenddämmerung stand



seine Flamme am westlichen Himmelsrand. Und war das Sonnenlicht ganz vom Himmel gewichen, erhellte die Himmelsfackel »das ganze Erdrund mit dem Firmament darüber«, wie bei einem irischen Chronisten zu lesen ist. Ja, von Irland bis Moskau reckten die Leute die Hälse. Was war da oben im Himmel passiert?

»Wie ich erstlich den Cometen ersehen / war sein Corpus bleich / weißlicht / und Bleyferbig / aber sein Schwantz ward rötlicht / mit untergemischten Rauchfarben / und in höher er gestiegen / hat er sich noch mehr zur tuncklen Bleyfarben vorendert / und offtmals seinen Schwantz rötlicht und rauchfarbicht vormischt / dadurch offenbar / das dieser Comet durch vielfaltige mixturen zusammen componirt ist«, beschreibt ein Erfurter Beobachter das beunruhigende Himmelszeichen. Und warnt, »das man solche schreckliche erscheinung nicht sol verachten [...] dann die Göttliche allmacht thut solches nicht vorgeblich / und sind solche Zeichen Vorboten Göttliches zorns / von wegen unsern Sünden.«

So meinte nicht nur der Erfurter, sondern so dachte man überall, auch natürlich in Leonberg. Und der kleine Johannes hörte vieles dergleichen, auf dem Markt vorm Elternhaus, in den Straßen und Gassen. Und natürlich auch von der Kanzel der Stadtkirche »St. Johannes«.

Ein volles Vierteljahr drohte die Kometenfackel vom Himmel. Ungezählte Flugblätter, Traktate und ganze Bücher widmeten sich dem »schrecklichen Comet und Zornstern«, Dutzende davon findet man noch heute, etwa bei Internet-Plattform »europeana«, im Netz. Sie alle sind auf den Ton gestimmt: Weil die Christen das Wort Gottes verachten, »hat uns der Allmächtig unnd gerechte Gott / einen andern Prediger dieser Tagen erwecket / und auf ein sehr hohe cantzel / an den Himmel / aufgestellt / Nemlich das gantz erschrockenlich / groß unnd gräulich Wunderzeichen am Himmel / den Cometen«, verkündete der Star-Prediger Tübingens, Jacob Heerbrand, Professor der Theologie.

Nein, keine Schaulust trieb die Leonberger hinaus vor ihre Stadtmauern. Sondern ehrfürchtiges Entsetzen, weil Gott dem Erdkreis vom Himmel herab mit einer »Zuchtrute« drohte. Das Ende der Welt schien herbeigekommen. Die »6000 jar vom anfang der Welt« waren 1577 »bey nahe erfüllet« und »damit das ende der Welt«, die feurige Drangsal, »darinnen alle ding werden vollendet werden«. Es ist ein bedrohlicher Himmel, unter dem Johannes Kepler heranwächst.